

# DIE JOHANNITER



## Sich um die Helfer kümmern

### Prävention, Krisenintervention und Einsatznachsorge unter einem Dach

Ramstein und Eschede – immer wieder waren es in der Vergangenheit größere Katastrophen, die dafür gesorgt haben, dass die seelischen Belastungen von Opfern und Helfern mehr Aufmerksamkeit erfahren. Die Opfer professionell betreuen, Helfern richtig beistehen und Vorsorge betreiben, das wollen die Johanniter nun mit einem umfassenden Konzept zur Psychosozialen Notfallversorgung (PSNV).

Wie ein Dach soll der Begriff der Psychosozialen Notfallversorgung (PSNV) in Zukunft bei den Johannitern über all dem stehen, was inhaltlich zusammengehört: nicht nur die seelsorgerische Betreuung von Notfallpatienten und Angehörigen nach Unfällen, sondern auch die Nachsorge nach belastenden Einsätzen der eigenen Helfer. Und darüber hinaus soll noch ein Präventionspaket dafür sorgen, dass Störungen bestenfalls erst gar nicht auftauchen.

Dass die Notfallseelsorge, bei der die Betroffenen im Zentrum stehen, schon im humanitären Auftrag der Johanniter enthalten ist, versteht sich von selbst. Als Begriffspaar „Krisenintervention und Notfallseelsorge“ hat diese Arbeit bislang auch in der JUH ihre Anwendung gefunden.

Vor zehn Jahren, als Hilfsorganisationen die Notwendigkeit spezieller seelsorgerischer Betreuung als Ergänzung zum Rettungsdienst erkannten, begannen auch die Johanniter mit der Arbeit an einem Positionspapier, das Grundsätze für die Johanniter festlegt und die Ausbildung definiert hat. „Damals hatten wir verschiedene Ansätze in der JUH. Aber die Forschung und Standards gab es ja noch nicht“, sagt Harald Halpick, Regionalvorstand im Regionalverband Schwarzwald/Oberrhein der Johanniter, der damals im Auftrag des Johanniter-Bildungswerkes an diesem Thema mitarbeitete.

Seit diesen Gründertagen sind in der JUH 32 Kriseninterventionsteams entstanden. 19 davon in Kooperation mit anderen Verbänden wie Feuerwehr, Polizei oder Hilfsorganisationen sowie der evangelischen Notfallseelsorge. Denn gerade im Rettungsdienst waren die Einsatzkräfte immer wieder mit Situationen konfrontiert, in denen nach der medizinischen Notfallbehandlung noch seelische Betreuung notwendig war.



Die Notwendigkeit spezieller seelsorgerischer Betreuung als Ergänzung zum Rettungsdienst ist mittlerweile allgemein anerkannt. (Foto: JUH)

Hat die Notfallseelsorge bzw. Krisenintervention ihren Fokus auf die Hilfe für Betroffene gerichtet, so wurde gerade nach besonders belastenden Einsätzen immer deutlicher, dass auch die Helfer Hilfe brauchen. „Für uns war die Hochwasserkatastrophe 2002 der Auslöser, Strukturen der internen Hilfe aufzubauen“, sagt Leander Strate, Fachbereichsleiter Rettungsdienst und Notfallvorsorge in der Bundesgeschäftsstelle.

Ihren Ursprung aber hat die Idee der „Einsatznachsorge“ in den Unglücken von Ramstein und Eschede. Die Bilder und Berichte von Einsatzkräften, die unter schwersten Bedingungen über eine lange Zeit Verletzte versorgen mussten, die schwerste Verstümmelungen oder eine große An-

zahl von Toten sahen, sind vielen auch noch heute im Gedächtnis.

Die Johanniter haben dann von 2004 an mit dem Aufbau eigener Strukturen begonnen und verfügen heute über fünf bundesweit einsatzbereite „Einsatznachsorge-Teams“. Diese bestehen aus Kollegen des Rettungsdienstes, der Einsatzdienste und den Psychosozialen Fachkräften (Fachärzte, Sozialarbeiter, Psychologen, Seelsorger) und sind

nach internationalem Standard ausgebildet und jederzeit über die **Hotline 0800-2699701** erreich- und alarmierbar.

### Anonymität gewährleistet

Die Einsatznachsorge der Johanniter kann auch von einzelnen Mitarbeiterinnen oder Mitarbeitern angefordert werden. Die Betreuung und Begleitung ist anonym und Vertraulichkeit ist oberstes Gebot. „Diese Verschwiegenheit ist uns wichtig“, betont Strate, da noch immer die Nachfrage nach see-

lischer Hilfe als Schwäche angesehen wird. Dabei zeigt der Einzelne gerade dadurch Verantwortung und Stärke für sich und seine Kollegen, wenn er auf seine psychische Gesundheit Wert und Achtung legt.

Und mit einem weiteren Problem hat die Einsatznachsorge zu kämpfen: Im Einsatzwesen wird oft das so genannte „Debriefing“ als bequeme Methode der „psychologischen Brandbekämpfung“ nach Einsätzen per Gruppengespräch angesehen. Unter Debriefing versteht man dabei ein strukturiertes Einsatznachsorgegespräch. Wissenschaftlich ist dies nicht unumstritten. Das alleinige Angebot der Einsatznachsorge ist aber nicht ausreichend. Der Gedanke der Kombination von Einsatz-

nachsorge und psychosozialer Prävention scheint der Erfolg versprechendste Weg zu sein. Strate: „Jeder Mitarbeiter, egal ob haupt- oder ehrenamtlich, sollte den richtigen Umgang mit Stress möglichst früh kennen lernen. Wir müssen das Personal frühzeitig auf möglicherweise entstehende Belastungsstörungen aufmerksam machen.“

## **Prävention ist auch Nachsorge**

Einen wesentlichen Beitrag kann dazu auch die Betriebliche Gesundheitsförderung liefern: Was macht der Betrieb freiwillig für seine Mitarbeiter? Als Fürsorge des Arbeitgebers bezeichnet Strate alle Maßnahmen, die das Wohlbefinden und die Gesundheitsförderung betreffen. Im Johanniter Regionalverband Niedersachsen-Mitte wurde beispielsweise eine Rückenschule für Rettungsdienstpersonal zum richtigen Heben und Tragen mit großem Erfolg durchgeführt.

„Die enge Verbindung zwischen Prävention und Einsatznachsorge ist unser Kernstück“, sagt auch Knuth Fischer, Pfarrer an der Bundesgeschäftsstelle, der gemeinsam mit Leander Strate in der Steuerungsgruppe PSNV die Fäden in der Hand hält. Die Ständige Konferenz Personal hat der Idee einer bundesweiten Umsetzung einer Betrieblichen Gesundheitsförderung in ihrer letzten Sitzung zugestimmt. Damit sind die Weichen für eine umfassende Kampagne gestellt. „Wir haben den Wunsch, das in der Fläche umzusetzen bei festgelegten Qualitätsstandards“, sagt Strate. Die Motivationsförderung jedes einzelnen Mitarbeiters ist dabei der Ansatzpunkt, um langfristig Positives zu erreichen. Denn nur, wenn jeder freiwillig mitmacht, wenn es Spaß macht und positive Auswirkungen hat, ist gewährleistet, dass die Gesundheitsförderung auch dauerhaft wirkt. „Eigentlich müsste es in jeder Dienststelle einen Verantwortlichen für die Gesundheit geben“, so Fischer.

*Wolfgang Brenner / JUH*